

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

Roman von Peter Egge.

22]

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter.

Jetzt konnte er sich nicht zurückziehen. Er konnte nicht ausweichen. Morgen mußte es klar werden, denn sie würde in ihn dringen. Vielleicht hätte er es heute thun sollen — jetzt. Es war Feigheit, Schwäche. Er bettete um Aufschub . . . aber . . . aber vielleicht geschah es aus Mitleid. Es war ja Hanna, seine Frau. Selbst wenn sie unschuldig war, erschien es schrecklich, ihr gerade ins Gesicht zu sagen, daß er sie eines entsetzlichen Verbrechens verdächtigte . . . Ihr sagen zu müssen, daß sie Mißtrauen gegen ihn gehegt habe . . . daß sie nie in dem vertraulichen Verhältnis zu ihm gelebt habe, durch welches das Glück vollkommen wird. . . Mühte er nicht grausam sein, um solche Dinge zu sagen? Aber es mußte ja gesagt werden und so war es besser, es sofort zu thun. Das war kein Mitleid, sie in Aengsten und Nachgrübeln schlaflos liegen zu lassen, ehe er mit den Anklagen austrat. Warum ging er jetzt nicht hinein, sagte alles, litt mit ihr, tröstete sie? Sie sollten ja den Kummer zusammen tragen. Er würde wohl seinen Anteil übernehmen. That er es nicht schon?

Er erhob sich, ging an den Waschtisch und tauchte den Kopf ins Wasser. Er trocknete sich vorsichtig ab, ehe er den Kofferschraub aufschloß und die Cognacflasche herausnahm.

Nur ein paar Gläser, so daß er schlafen konnte. Er kleidete sich aus und ging zu Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Der Alkohol machte ihn schwer und versetzte ihn noch mehr in Schweiß. Er warf die Bettdecke auf einen Stuhl, warf sich hin und her und drehte das Kopfkissen, um kühl zu ruhen. Dann mußte er wieder aufstehen, um ein Glas zu trinken. Er verschloß den Kofferschraub und steckte den Schlüssel ins Portemonnaie.

Etwas nach Mitternacht schlief er ein.

V.

Am nächsten Morgen ging er zum Frühstückstisch, sobald er sich angekleidet hatte. Er wußte, was ihn erwartete. Er wollte sich nicht aufregen, sich weder durch Hohn noch durch Brantivein Mut machen . . . Er wollte so ruhig wie möglich über das Unglück sprechen, wenn sie ihn an sein gestriges Versprechen erinnerte.

„Werde ich fahren wieder?“ rief Erik. Er saß am Tisch, die Serviette unter dem Kinn.

„Heute nicht, aber ein andermal.“

„Ich halte die Zügel.“

„Ja, Du wirst die Zügel halten.“

„Wie geht es Dir heute, Johannes?“

„Danke, besser!“

Er bebte innerlich. Vielleicht klang die Stimme auch nicht fest. Er strich dem Knaben übers Haar. Sie goß Thee in eine Tasse, ehe sie sich ihm gegenüber setzte. Er sah, daß sie bleich und gespannt auf eine Erklärung war. Einige Male maß sie ihn mit den Augen. Sie fragten und baten. Sie blickten betrübt. Und das machte ihn nervöser. Das Herz schlug sofort schneller. Die Hände arbeiteten planlos.

„Die Zeitungen, bitte, ich habe die letzten nicht gelesen!“

Er stand auf, um sie zu holen; aber sie war behender und ging ins Schlafzimmer, wo sie lagen. Er breitete eine vor sich auf dem Tisch aus und sah hinein.

Er fühlte ihre Augen. Sie fragten und baten, wollten nicht nachlassen. Sie waren betrübt, und sie wollten nicht wieder lustig werden. Es war so unheimlich still, und die Stille wartete. Alles wartete — wartete. Er fühlte, wie ihn der Schweiß überlief. Er begriff, wie er sie peinigte, und seine Unruhe verwaandelte sich in Erbitterung. Er bückte sich tiefer über die Zeitung, berührte nicht das Stück Brot auf seinem Teller.

„Ist es nicht schrecklich mit dem Mädchen? . . . Ihr eigenes Kind zu töten! . . .“

Hanna sagte — und er hörte, daß sie nicht ärgerlich geworden —: „Vielleicht hat sie es in einem Augenblick gethan, wo sie nicht zurechnungsfähig war . . .“

„Ich glaube, daß diese häufigen Kindesmorde daher kommen, weil das Mädchen vorher hofft, sich einredet, das Kind werde sterben, es förmlich wünscht. Dann verbirgt sie ihren Zustand, und wenn die Schmerzen und die Verzweiflung kommen, faßt sie den nötigen Mut.“

Während er diese Worte sprach, erschienen sie ihm so dünn, so gekünstelt. Sie mußte ihn durchschauen. Vielleicht war der Versuch mißlungen. Die Wut durchrauste ihn. In diesem Augenblick war sie nicht seine Frau, nicht die Mutter seines Kindes. Sie war eine Verbrecherin, die ihre Mißthat gestehen sollte. Er zog die Hände unter den Tisch. Sie sollte nicht sehen, daß sie zitterten. Er bengt sich tiefer über die Zeitung, während sie sagte:

„Ja, zuweilen geschieht es wohl auf diese Art; aber es giebt ja manches unglückliche Mädchen, das wie dieses hier in fürchtbarer Reue offen bekant hat, daß sie die Eingebung, das Kind zu töten, gerade erhielt, als die Schmerzen am schlimmsten waren.“

Ihre Ruhe reizte ihn. Er fühlte, daß er grausam war, und das reizte ihn noch mehr. Die Spannung vermehrte seine Entrüstung. Er geriet fast außer sich. Er sagte — und die Stimme klang leise, zitternd.

„Wie es auch mit diesem Mädchen sein mag, es ist democh gut, daß das Verbrechen entdeckt wurde . . . sie konnte sich eines Tages mit einem Mann verheiratet und ihn unglücklich, toll gemacht haben . . .“

Das erste, was er jetzt dachte, war: Wie meine Stimme gebebt hat!

Er saß gebeugt, wie zuvor, und starrte in die Zeitung. Er lauschte dem Kommenen geradezu entgegen. Er hörte die entsetzlichen Worte in der Luft beben. Sie tönten wieder und tönten wieder.

Dann hob er den Kopf ein wenig, sah etwas hinüber. Er konnte ihre Hände sehen. Nur die Ellbogen und die Fingerspitzen berührten die Tischfläche. Der Unterarm und die Hände lagen etwas höher, während die Handgelenke zitterten. Blinzeln sah er zu ihr auf, geräuschlos, bewegte sich nicht, hob nur die Augen.

Sie war bleich, wie jemand, der sich verblutet hat und gerade im Sterben liegt. Ihr Kopf war auf die Brust hinabgesunken. Die Augen konnte er nicht sehen. Sie waren fast geschlossen.

Er blickte in die Zeitung. Die Sekunden schlichen dahin, eine nach der andern. Es war so still. Nur der Knabe aß und plauderte.

Dann stand Holtze auf. Die Serviette fiel auf den Boden. Er ging schwankend hinaus. Er hatte Hanna nicht angesehen. Im Entree zog er langsam Hut und Rock an. Er irrte über den Hügel hin, wußte nicht, wo er hin sollte. Die Gedanken waren förmlich verkrüppelt. Er irrte vorwärts. Es war so leer in ihm, so leer und still. Daß er nicht weinte, raste.

„Sie weiß es . . . sie weiß, daß ich alles weiß.“

Er blieb erschreckt inmitten der Niederung stehen. Jetzt war's geschehen. Er war überzeugt von dem Verbrechen, und sie wußte, daß er es kannte. Er hatte sich also nicht geirrt. Das Fürchtbare war geschehen. Sie war alle die Jahre hindurch mit diesem schrecklichen Geheimnis umhergegangen.

Er irrte weiter. Die Glocken läuteten. . . . Die Leute gingen zur Kirche. Sie kamen von allen Ecken, einzeln oder in Trupps. In den Straßen sammelten sie sich zu Scharen, diese stillen, schwarzgekleideten Menschen, die den Karfreitag heiligten. Aber er sah sie nicht, hörte nicht den Glockenklang, fühlte nicht den Frühlingstag.

Sie, die er so sehr geliebt hatte, an die er so unverbrüchlich geglaubt hatte, die so gut, so zärtlich gewesen, die mancher bewundert, zu der so viele herausgesehen hatten, sie war dennoch eine Glende, die zitterte um eines alten Verbrechens willen, das sie nicht bekant und gefühnt hatte.

Er irrte durch den Strand über die Brücke, die auf die Mole hinausführte, bis er am äußersten Ende war, am Leuchtturm.

Er blickte über den Fjord und sah sie vor sich, wie sie am Tisch saß —, bleich wie jemand, der sich verblutet hat. Und plötzlich überkam es ihn: Sie saß noch dort, sie zitterte und weinte, sie jammerte in Verzweiflung . . . Niemand konnte ihr helfen. Sie sah sich von ihm verlassen, der ihr am nächsten stand, den sie liebte.

Er lehnte sich an den Leuchtturm und weinte laut wie ein kleines Kind.

Er hätte heute vormittag hingehen und sie an sich ziehen müssen, hätte ihr von all seiner Angst und seinen Zweifeln flüstern und sie bitten sollen, nicht zu verzweifeln. Sie würden das Unglück zusammen tragen. Er begriff ja, daß sie die langen Jahre hindurch geschwiegen hatte, um ihm keinen Kummer zu bereiten. Sie wollte nicht, daß er und Erik unglücklich werden sollten . . . O, daß er so wahnsinnig gewesen, fortzugehen! Er hätte bei ihr bleiben sollen, ihr beistehen müssen. Es wäre das einzig Richtige, das Natürlichste gewesen . . . Aber so war er! So lange er glücklich war, konnte er ganz gut sein, aber wenn das Unglück kam, zog er sich schlecht, sehr schlecht heraus. Und das Unglück mußte zeigen, ob man ein Mann war oder nicht.

Aber er war kein Mann. Er war eine Memme.

Er gedachte der Worte, die er am Tisch gesagt hatte, und von allem, was er noch gethan hatte, erschien dies als das Nichtswürdigste.

Er setzte sich hin und lehnte sich an den Leuchtturm.

Wäre er ihr jetzt nur nahe gewesen! . . . Was glaubte sie jetzt? Erwartete sie die Polizei?

O nein, dessen konnte sie ihn wohl nicht für fähig halten.

Oder . . . sie würde doch nicht selbst die Strafe wählen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Geknebelte Künstler.

(Das neue Theater-Hausgesetz.)

Es gab in den letzten Tagen allerhand Entrüstung. Die Schauspieler entriesteten sich über das neue Hausgesetz, das der „Deutsche Bühnenverein“ erlassen hat, und gewisse liberale und unparteiische Zeitungen sprangen ihnen bei. Die Entrüstung war nun freilich sehr am Platz. Dagegen würde es durchaus verfehlt sein, nun sofort praktische Erfolge zu erwarten. Von den entriesteten Worten zu den entschlossenen Thaten ist immer ein langer Weg. Am Theater aber scheint er unendlich zu sein. Wir haben, ach so oft, die Flammen der Entrüstung lodern sehen. Aber was zurückblieb, war immer nur ein trauriges Aschhäuflein.

Die einzig richtige Antwort wäre eine Organisation, die mit den Direktoren und Agenten ernsthaft anzubinden wagte. Damit aber wird es bedenklich hapern. Die liberalen Blätter sind mit dem Zwischenhandel allzu innig verknüpft, als daß sie dem Zwischenhandel an der Bühne wirklich sollten wehe thun wollen. Sobald der erste Schuß fielen, würde ihre Entrüstung einem aufrichtigen Schreck weichen, und dann würde bald das Studium der staatsmännischen Erwägungen eintreten, in dem den Rebellen mit schönen Worten eine edle Mäßigung angeraten wird. Die Entrüstung dieser Presse will eben das Abhängigkeitsverhältnis des Schauspielers nicht aufheben, sondern vielmehr sichern. Durch schroffe Uebergriffe sieht sie den bisherigen Zustand bedroht, und eben um die Gefahr, die diesem Zustande droht, entriestet sie sich. Aber auch von den Schauspielern selbst ist, wenigstens zunächst, nicht viel zu erwarten. Wir sagen das nicht, weil wir ihren Stand nicht zu schätzen wissen, ganz im Gegenteil: es giebt keinen, der uns lieber wäre. Wir wissen aber auch die unheilvolle Situation zu schätzen, in der er sich befindet. Einmal muß bei der Organisation mit Künstlern gerechnet werden, die immer bis zu einem gewissen Grade Eingänger sind und von allerlei großen und kleinen Leidenschaften erregt werden. Dann aber ist die Kunst des Schauspielers in Hinsicht auf ihre Existenzbedingungen die abhängigste, die es überhaupt giebt. Ein Schauspieler ist nichts, ist tot, ist ausgelöscht, wenn er kein Ensemble hat, in dem er auftreten kann. Ein gutes Engagement bedeutet für ihn nicht nur eine materielle Verbesserung, es bedeutet eine Steigerung des Lebens überhaupt, des geistigen und des materiellen. Die Agenten können sich nicht nur mit seiner Habgucht, sondern überhaupt mit allen Kräften seiner Seele verbünden, um ihn zu sich herüberzuziehen. Eine Organisation mit zahlreichen eigenen Agenturen vorausgesetzt, könnte ein Darsteller allerdings in den tragischen Konflikt hineingetrieben werden, entweder seinem Stand treu zu bleiben oder den ganzen Inhalt seines Lebens zu vernichten. Wie er in dem Fall handeln würde, ist leicht ersichtlich. Selbstmord begeht man nicht leicht.

Diese innere Abhängigkeit des Schauspielers ist eine fürchterliche Waffe in den Händen derer, die ihn auch in äußerlicher Abhängigkeit erhalten wollen. Ueberdies darf nicht vergessen werden, daß die Agenten bereits eine ungeheuerere Macht in ihren Händen vereint haben und sie mit der ganzen Rücksichtslosigkeit kalter Geschäftsleute zu brauchen wissen werden. Wieviel Schwierigkeiten aber auch überwunden werden

müssen: möglich ist es, daß die Schauspieler ihre Sachen selbst in die Hand nehmen, umso mehr als ihnen schließlich die besseren Elemente unter den Direktoren entgegenkommen müssen. Die Dinge liegen nämlich so, daß der Agent zwar zunächst den Schauspieler zwick, was ihn aber gar nicht hindert, den Direktor gelegentlich zu zwaden. Beispielsweise hat er ein Interesse daran, die Gagen seiner Schützbesohlenen unsinnig zu steigern, damit auch seine Prozente unsinnig wachsen. Den soliden Direktoren würde eine kraftvolle Organisation durchaus nicht so un bequem sein, was sie vorläufig noch anzunehmen scheinen. Bei der Mehrzahl freilich wird es noch ein Weilchen dauern, ehe ihnen diese Erkenntnis aufgeht. Das beweist bündig und schlüssig das neue Hausgesetz.

Ein unzweifelhafter Vorzug hat es freilich, den nämlich, seine ungewöhnliche Schönheit gleich im zweiten Paragraphen hülsenlos zu zeigen. Die Bühnennmitglieder — heißt es hier — haben dem Bühnenleiter diejenige Folgsamkeit und Ehrerbietung zu bezeigen, welche eine vorgesetzte Behörde von ihren Untergebenen zu fordern berechtigt ist. Also: nachdem der Schauspieler einen Kontrakt unterzeichnet hat, der im allgemeinen Rechte und Pflichten so teilt, daß er die Pflichten und der Direktor die Rechte erhält, nachdem er sich einem Hausgesetz von 169 drakonischen Paragraphen unterworfen hat, soll er überdies noch als edelste Blüte seines Menschentums „Folgsamkeit und Ehrerbietung“ entfalten. Es genügt nicht, daß er in völliger Gleichberechtigung seine sachlichen Verpflichtungen erfüllt; er muß auch p e r s ö n l i c h in der rechten Demut verharren. Aus jedem beliebigen Theaterdirektor wird nach „§ 2 eine vorgesetzte Behörde“, die über „Untergebene“ gebietet. Hoffentlich erleben wir es noch, daß diese „Behörden“ das Recht erlangen, vom Publikum eine Steuer einzutreiben. Mindestens aber müßte auch hier die „Folgsamkeit und Ehrerbietung“ paragraphenmäßig festgelegt werden. Der Gedanke, daß gewissenlose Kritiker so illustre „Behörden“ einfach verhöhn könnten, ist uns unerträglich.

Am Schneid lassen unsere „Behörden“ übrigens nichts zu wünschen übrig. Wer zur Probe 5 Minuten zu spät kommt, wird bestraft, kommt er 1/4 Stunde zu spät, wird die Strafe erhöht, versäumt er gar eine Stunde, so büßt er eine halbe Tagesgage ein, und versäumt er über eine Stunde, so kann er mit einer Monatsgage bestraft werden. Erst wenn man weiß, daß Proben sehr häufig umgelegt werden, so daß ein Jertum sehr wohl möglich ist, tritt der Nachsteller dieses Paragraphen in die richtige Beleuchtung. Gesezt aber, es sei dem Schauspieler gelungen, unbefragt auf die Probe zu kommen, dann beginnt eigentlich erst seine Leidenszeit. Während der Probe wird nämlich so ziemlich alles bestraft. Wer bei der Leseprobe (bei der Leseprobe!) nicht schon im Charakter seiner Rolle zu lesen vermag, wird bestraft. Wer es kann und darum fortgeht, wenn seine Rolle aus ist, wird auch bestraft. Wer zu einer Scene gerufen werden muß, wird bestraft; wer zu früh am Platz ist und darum versehentlich während des Spiels auf die offene Scene gerät, verfällt demselben Los. Wer in den Zuschauerraum geht, um sich einen Kollegen einmal „von unten“ anzusehen, wird bestraft; wer hinter den Coullissen bleibt und sich da „ungehörig“ benimmt, gerät ins Unglück. Wer aufbrausender Natur ist und dadurch sich zu lautem Sprechen hinreißen läßt, wird bestraft. Wer aber sanftmütig ist und darum zu leise probiert, verfällt auf diese Weise dem rächenden Verhängnis. Wer in seiner Rolle einen Papiersatz in einen Sprechsatz umändert, muß zahlen. Wer nicht gleich bei der ersten Probe seiner Rolle „vollkommen (!) mächtig“ ist, muß das auch. Kurz: so ziemlich alle Lebensäußerungen eines normalen Menschen — sowohl seine aktiven, als seine passiven — sind unter Strafe gestellt. Nur die Ausdentung ist straf- und grenzenlos. Hier herrscht eine wahrhaft ausschweifende Freiheit. Ist der Schauspieler auf den Proben den verschiedenen menschenfreundlichen Paragraphen glücklich entronnen, kann er zwar ins bürgerliche Leben zurückgehen, aber nicht ohne von einigen Bestimmungen — wie von Kriminalpolizisten — flankiert zu werden. Zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung muß er seinen Aufenthaltsort so wählen, daß er vom Theater aus in einer halben Stunde zu erreichen ist, ganz gleichgültig, ob er in der Vorstellung beschäftigt ist oder nicht. Frei verfügen kann er also nur über das Mittelstück des Tages, das dem Mittagessen und der Mittagsruhe dient. Fällt in der Nacht der Vorhang zum letztenmal, ist er, sollte man meinen, endlich frei. Doch keineswegs! Nach § 7 des Hausgesetzes kann der Bühnenleiter auch nach Theaterklausur die Mitglieder zu Versammlungen zusammenrufen. Erst wenn eine solche Versammlung beendet ist, kann der Schauspieler sich schlafen legen, vorausgesetzt, daß er den Rest der Nacht nicht zum Lernen braucht.

Unser Raum ist leider nicht ausreichend, um auch nur einen nennenswerten Teil der vielen Strafbestimmungen aufzuzeichnen. Was wir geben, ist nur ein kleiner Müllentwurf, dem wir noch zwei besonders schöne Blüten hinzufügen wollen. Natürlich wissen die Direktoren sehr gut, daß in einem von 169 Paragraphen diktierten Ensemble leicht Mißstimmungen entstehen. Hat man die Künstler gefesselt, muß man auch ihren Groll fesseln, sonst könnte es ein Vergerniß geben. Darum kann mit einer halben Monatsgage bestraft werden, wer in Bezug auf die Dienstführung der einzelnen Beamten „Verdächtigungen“ oder „beleidigende Äußerungen“ laut werden läßt. Wer aber gar unter den übrigen Mitgliedern „Unzufriedenheit“ hervorruft oder die schon vorhandene „närrt“, kann um eine ganze Monatsgage kommen. Damit ist der gefesselte Schauspieler nun auch stumm gemacht, und die künstlerische Arbeit kann mit der Freidigkeit aufgenommen werden, die für ihr Gedeihen so

notwendig ist. Natürlich ist, um auch das noch hinzuzufügen, dafür gesorgt, daß kein „Vergehen“ unbeobachtet bleibt. Sämtliche Vorstände und Aufsichtsbearbeiter sind verpflichtet, jede Uebertretung „un-geahnt“ zu denunzieren. Damit ist die letzte Thür geschlossen, durch die vielleicht etwas Menschlichkeit hineingelangen könnte, und die Despotie ist besiegelt.

Vom Geist der Despotie ist jeder einzelne Paragraph be-seelt. Wird ein Schauspieler krank, darf er nach § 91 „weder bei Vorstellungen im Theater noch an öffentlichen Orten oder in Gesellschaften erscheinen“. Wird also ein Schauspieler etwa durch einen verrenkten Arm am Spielen verhindert, macht ihn der Direktor einfach zum Gefangenen. Spaziergänge in die freie Natur sind ihm nur gestattet, wenn der Arzt ihm „zur Wiederherstellung seiner Gesundheit“ das Ausgehen erlaubt, was bei einem verrenkten Arm beispielsweise gar nicht einmal der Fall zu sein braucht. Viel interessanter ist noch der § 90. Meldet sich ein Mit-glied gesund und erklärt sich bereit, seine Pflichten zu er-füllen, braucht ihn der Direktor nur einzustellen, wenn der Theaterarzt seine Dienstfähigkeit bescheinigt. Der vom Direktor abhängige Theaterarzt aber muß es thun. Alle anderen ärztlichen Atteste sind ungültig. Hat also ein Mitglied (was nach einem ge-wissen Zeitraum eintritt) seinen Anspruch auf Gage verloren, kann ihn der Direktor hungern lassen, so lange es dem Theaterarzt be-liebt. Auf diese Weise können also unbequeme und überflüssige Mit-glieder, die so unvorsichtig sind, krank zu werden, in aller Stille auf die Straße gefegt werden, ganz gleichgültig, ob ihnen ihre Gesund-heit auch von einem europäischen Arztkongreß bescheinigt werden könnte.

Die mitgetheilten Proben mögen genügen. Wir betonen noch einmal: es sind nur Proben. Es giebt in dem „Hausgesetz“ noch sehr viele gleichwertige Dinge, die wir nicht haben erwähnen können. Aber schon das Erwähnte läßt mit blendender Deutlichkeit erkennen, wie notwendig es ist, daß die Schauspieler die Organisation ihres Standes fördern, kräftigen und ausbauen. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Ueber das moderne Interesse am deutschen Bauern-hause sprach Prof. Hofmann in der letzten Sitzung des „Vereins für deutsches Kunstgelingen“. Er schrieb dieses Interesse, wie wir einem Bericht der „Voss. Ztg.“ entnehmen, dem idealen Streben zu, innerhalb des großen älteren Kulturgebietes auch für diesen Zweig das Werden der Gebilde zu studieren. Es ist ja dabei auch von Wert, zu sehen, wie das Bauernhaus nach und nach in konsequenter Weise und wesentlich unter praktischen Gesichtspunkten sich gestaltet hat. Aber wer auch nicht in diesem Sinne die Bauernhäuser betrachten will, wird Anregung und Ge-fallen an ihnen finden, weil die meisten in harmonischer Verbindung mit ihrer Umgebung entstanden sind und daher durch-aus wohlthuend, oft sogar recht schön wirken. Das alles erklärt auch das große Interesse, das der Verband der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine jetzt der Sache zugewandt hat, in der Absicht, ein großes Sammelwerk über das deutsche Bauernhaus heraus-zugeben. Was die gesamte Entwicklung der Häuser des Schwarzwaldes und der benachbarten Gebiete betrifft, so beobachtet man dabei die immermehr fortschreitende Trennung der Wohnung des Bauern von den Ständen für das Vieh, die anfangs unmittelbar zusammen lagen. Dann tritt merkbar die Trennung des Besitzers und seiner Familie von dem Gesinde hervor. Daneben ist einer der wichtigsten Nebenumstände das wachsende Bedürfnis nach Licht, sowie das Bestreben, den ein-fachen Bau immer mehr von der Erde loszulösen, im Innern die Hölzerteilung zu verbessern und die für die ganze Erscheinung so wichtigen Giebel hübscher und reicher auszubilden. Die freund-lichen Galerien vor dem Hause bildeten sich zuerst als Lauben vor den Giebeln, dann aber auch an den Langseiten als Zugänge zu den oberen Kammern aus. Die Ver-einigung der Giebel- und der Längsgalerien zu einem zusammen-hängenden Umgang trat bei dem Schwarzwaldbause erst im vorigen Jahrhundert ein. Auch das Innere der älteren Bauern-häuser hat manches Interessante; da ist in der Wohnstube die so-genannte „Herrgottsede“ mit einem Wüde, der große städtische Ofen, die „Herdkunst“ in Verbindung mit beaglichen Bänken, ein schwerer Tisch mit Schiebläden für Messer, Gabel und Löffel. An Beispielen aus dem Schwarzwald und dem Hohenwald wurde noch die Ent-wicklung der Treppe nachgewiesen, ebenso die Anlage der Thüren und die Dachdeckung kurz besprochen. —

— Der Gang der Secotter in Alaska wird in einem längeren Aufsatz in der „Kölnischen Volkszeitung“, der sich mit dem Robben-fang in jener Gegend im allgemeinen beschäftigt, wie folgt ge-schildert: Dreißig bis vierzig Leute fahren in ihren Widarkas oder Kanoes nach dem Jagdgrunde und bleiben dort drei Monate. Wenn das Wetter nicht nebelig und das Meer nicht sehr unruhig ist, dann fahren diese Boote in einer langen Reihe hintereinander in regelmäßigen Zwischenräumen von 100 Fuß. Zu dieser Ordnung rudern die Leute ruhig und langsam über das Wasser, jeder von ihnen mit wachsamem Auge das vor ihm sich wälzende Wasser durchdringend, um das geringste Zeichen von der Anwesenheit einer Otter nicht zu übersehen, für den Fall, daß

das stets sehr schlaue Tier nur ein wenig die Spitze seines biden Kopfes zum Atemschöpfen oder zum Beobachten zeigen sollte. Plötzlich wird eine Otter entdekt, scheinbar schlafend; man giebt der Entdecker ein Zeichen, welches auf der ganzen Linie auf-genommen wird. Kein Wort wird gesprochen, kein Ruder bewegt; aber das vorsichtige, schlaue Tier hat dennoch die Gefahr erkannt und mit kräftigen Stößen mittels seiner stoffigen Hinter-beine geht es in die Tiefe, während der Jäger seine schnelle Widarka zu plötzlichem Stillstand bringt — unmittelbar über dem von der Otter Verschwinden noch bewegten Wasser. Er erhebt sein Ruder hoch in die Luft und hält es da so, während die anderen sich um ihn herumlegen in einem Kreise von etwa einem halben Kilo-meter im Durchmesser. Die Otter ist niedergegangen und muß bald irgendwo innerhalb des Gesichtskreises wieder heraufkommen; 15 bis 20 Minuten des Untertauchens zwingen das Tier, wieder an der Oberfläche zu erscheinen; sobald seine Schnauze an der Oberfläche sichtbar wird, erhebt der es entdeckende Jäger ein wildes Geschrei und stürzt gegen die Stelle: das plötzliche Geschrei hat die Otter wieder nach der Tiefe getrieben, aber zu schnell und zu plötzlich, als daß sie entsprechend Luft hätte einatmen können. Das war aber gerade die Absicht des Jägers gewesen, und er nimmt eine Stellung an dem Punkte, wo das Tier zuletzt auftauchte, hebt sein Ruder in die Höhe, und der Kreis wird aufs neue gebildet. In dieser Weise wird die Otter zwei bis drei Stunden lang gezwungen, zu tauchen und wieder zu tauchen, ohne einen Augenblick Zeit zum vollen Atmen zu haben, bis das Tier schließlich halb ersticht ein leichtes Opfer seiner Feinde wird. Während dieser ganzen Zeit haben die Amluten fortwährend ihre Speere nach dem Tiere geschleudert, sobald sie ihm nahe genug kamen; derjenige, dem es gelingt, das Tier richtig zu treffen, ist der glückliche Eigentümer desselben. In dieser Weise geht die kleine Flotte weiter, zuweilen recht glücklich in der Begegnung des begehrten Wildes; aber es vergehen zuweilen auch Wochen, ohne daß es zu einer Kreisformierung kommt. —

Litterarisches.

— Aus London wird uns geschrieben: Am Mittwoch starb hier der Schriftsteller Grant Allen im Alter von noch nicht zweieinundfünfzig Jahren. Dem weiteren Publikum ist er durch seine Romane und Erzählungen, sowie durch seine populären Aufsätze aus dem Gebiet der Naturwissenschaft bekannt geworden. Aber all diese Arbeiten waren für ihn nur Proterwerb. Seine wirklichen Bestrebungen waren durchaus wissenschaftlicher Natur. Er war ein begeisterter Anhänger Darwins und der an dessen Unter-suchungen anknüpfenden Entwicklungslehre. Von Arbeiten auf diesem Gebiet seien seine Abhandlungen über „Physiologische Aesthetik“ erwähnt, Versuche, die Entstehung der ästhetischen Empfindungen an der Hand der Evolutionstheorie zu erklären. Dem Schreiber dieses ist ein Brief Darwins bekannt, den dieser Ende der siebziger Jahre an den verstorbenen Genossen Karl Höchberg sandte, der ihm eine Arbeit über den gleichen Gegenstand eingeschickt hatte, und worin Darwin Höchberg auf die Untersuchungen Grant Allens aufmerksam machte. In jüngerer Zeit hat Allen ein größeres Werk über die Entstehung der Gottes-Idee veröffentlicht, das Resultat jahrelanger Studien, das ihm natürlich allerhand Angriffe zuzog, aber doch trotz des naturwissenschaftlich positivistischen Charakters verhältnismäßig ruhig aufgenommen wurde. Viel lebhaftere Diskussionen erregte sein Roman: „The Woman who did“ (die Frau, die es wagte), der die Kämpfe einer Frau schildert, die es gewagt hatte, eine freie Ehe einzugehen. Im Jahre 1890 schloß sich Grant Allen der Fabianischen Gesellschaft an und hielt vor ihr einen Vortrag über Darwinismus und Socialismus, der auszugsweise in der „Neuen Zeit“ von 1890/91 mitgeteilt ist. —

Kulturgeschichtliches.

k. Die Hauslage bei den alten Griechen und Römern. Ueber die Frage der Verbreitung der Stabe im Altertum giebt A. Engelmann in dem soeben erschienenen Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts auf Grund von zwei hier zum erstenmal veröffentlichten Vasenbildern einige neue Aufschlüsse. Die Bilder aus der Sammlung Jutta in Ruvo stammen aus einer apulischen Fabrik, die sich wahrscheinlich in Ruvo selbst befand und sind vor allem durch die Mittelszene bemerkenswert: Eine Jungfrau, einmal stehend, das andere Mal sitzend, läßt, während sie im Ge-spräch mit einem Jüngling begriffen ist, auf dem erhobenen Arm ein Kästgen spazieren, das offenbar auch den Gegenstand der Unterhaltung zwischen den beiden bildet. Die Behauptung von Victor Hehn, daß das Vorkommen der Hauslage auf Aeghpten beschränkt war und daß sie erst seit der Völkerwanderung in Europa Weiterverbreitung fand, scheint demnach nicht ganz richtig. Die Gründe, die Victor Hehn dafür anföhre, gipfeln darin, daß in der Litteratur, wenn man die Erwähnung der Stabe erwartet, andere Tiere dafür eintraten. In der bekannten Fabel des Horaz von der Stadtmaus und Feldmaus, wäre es z. B. natürlich gewesen, daß, während die beiden Mäuse sich im Stadthaus gütlich thaten und gestört werden sollten, die Stabe als Stövenfried erscheint. Statt dessen öffnen sich die Thüren mit Geräusch, lautes Hundegebell erschüttert das Haus, die Mäuse laufen ängstlich hin und her. Die Stabe als ärgste Feindin der Maus war also dem Dichter jedenfalls noch nicht bekannt. Bedeut-samer ist aber, daß in den Trümmern Pompejis alle möglichen Tiergerippe unter der Asche hervorgezogen, aber keine Kästgen ge-

funden wurden. Trotzdem aber scheint, wie Engelmann nachweist, die Hauslage nicht nur bei den alten Aegyptern, sondern auch bei Griechen und Römern bekannt gewesen zu sein. Den Beweis liefern, außer den schon erwähnten Vasenbildern, zahlreiche andere Denkmäler. Die Malereien auf zwei Vasen aus Kameiros z. B., die ohne Zweifel aus athemischen Fabriken stammen, führen in eine athemische Schulstube ein, in der Musikunterricht erteilt wird, und auf beiden findet sich eine, durch die deutlich erkennbaren Barthaare, den langen Schwanz und die sonstigen Körperformen deutlich charakterisierte Katze mit in den Kreis der Figuren eingefügt. Auf der einen Vase führt ein älterer Mann, der seinen Liebling zum Unterricht begleitet, das Tier, durch dessen Lieberreichung er sich die Günst des Knaben zu erwerben gesucht hat, an einem langen Bande. Die Katze schien also damals noch als ein seltenes, an den Ort noch nicht gewöhntes Tier zu gelten. Schon mehr Hausrecht genießt sie auf der anderen Vase. Sie hat auf dem Sessel Platz genommen, der für einen der Schüler bestimmt ist, dieser scherzt mit ihr und hält ihr sein Musikinstrument hin, als ob er sie einladen wollte, ihn auch in der Musikübung diesmal zu vertreten. Als ein fremdes, noch am Strid zu führendes Tier erscheint die Katze auch auf einer Vase der Sammlung Pandonde. Man erblickt zwei athemische Jünglinge, von denen der eine in der rechten Hand einen Hahn trägt, während er an einem Bande mit der linken Hand eine sich emporbäumende Katze festhält; ihm gegenüber steht ein zweiter Jüngling, der mit der rechten Hand auf die Katze zeigt, während sein Hund hinter ihm umsonst durch „Schönmacher“ die Aufmerksamkeit seines Herrn erregen will, der ganz durch die neue Erscheinung der Katze gefesselt scheint. Die Katze macht hier offenbar dem bisherigen Lieblingsstier, dem Hund, erfolgreich Konkurrenz. Sie wird aber auch noch nicht als ein mit dem Hause verwachsenes Tier, sondern noch als eine Seltenheit betrachtet. Man scheint sich auf ihre Anhänglichkeit noch nicht verlassen zu wollen und führt sie daher noch am Bande. Wahrscheinlich gewann die Hauslage auch erst um wenige von Aegypten nach Griechenland und Italien exportierte Exemplare. Auch als Feindin der Hausmaus erscheint die Katze schon auf einer Vase des Berliner Museums aus der Sammlung Sabouroff. Im Speisezimmer, in dem sich die Mäuse gerade zu schaffen machen, erscheinen plötzlich zwei Katzen, so daß die Mäuse erschreckt an den Standelabern in die Höhe klettern, aber anstatt sie zu fangen, beschäftigen sich die Katzen mit dem Inbalt zweier Schüsseln. Auch die etruskischen Wandmalereien von Corneto und Caere lassen deutlich die Katze erkennen. Selbst in Pompeji, wo Reste von Katzen nicht gefunden wurden, fehlt es nicht an figürlichen Darstellungen. So sieht man auf einem Bild einen kleinen, mopsartigen Hund, der ein halbes Brot und ein Kotelett gegen eine trüchtige Katze und einen größeren Hund verteidigt. Es scheint also sicher, daß die Katze sich von Aegypten, dessen Erstgipfung mit dem Erscheinen der Katze auf griechischem Boden zusammenfällt, allmählich nach Europa verbreitet hat.

Aus dem Tierreiche.

— In der zoologischen Schausammlung des Museums für Naturkunde ist eine größere Zahl von Flügeln, Schwänzen und anderen Teilen von Vögeln so präpariert und aufgestellt, daß der Verlauf des Federbaus der Federn veranschaulicht wird. Nach Untersuchungen, die Dr. Heinrich im Zoologischen Garten und im Museum für Naturkunde hier seit Jahren vorgenommen hat, erfolgt das Ausfallen der alten Federn und der Ersatz durch neue in bestimmten Richtungen, welche an den ausgelegten Präparaten durch Pfeile angegeben werden. Auch sind einzelne alte Federn ausgelegt, an deren Spule unten der kleine Keim der Ersatzfeder hängt. Die Farben der Vögel ändern sich nicht allein durch Federnersatz, sondern auch durch Abnutzung der Federbärte. Das wird an einzelnen braunen Federn gezeigt, die weiße Stellen haben. Hier sieht man, daß sich die zarteren weißen Federstrahlen mehr abgenutzt haben, als die fetteren braunen. In der Nähe der Federpräparate sind seit kurzem auch 72 Brustbeine von Vögeln neben einander aufgestellt worden, um zu zeigen, daß die Gestalt dieses Skeletteiles mit der Form und Größe der Flugmuskeln harmonisiert. Vögel, die nicht fliegen können (Strauße) haben keinen Kiel an der Brustbeinplatte. Bei schlechten Fliegern (Hühnern) enthält diese große Ausschnitte. An den ausgelegten Brustbeinen verschiedener Vogelgattungen sieht man auch die verschiedene Ausbildung der Schulterblätter, der Schlüsselbeine und Nebenschlüsselbeine.

Meteorologisches.

ie. Die höchste Wetterwarte in östlichen Europa befindet sich auf der Grenze zwischen Bosnien und der Herzegovina auf dem Gebirgsstod des Velaschniga, der sich bis zu einer Höhe von 2067 Meter über den Spiegel des Adriatischen Meeres erhebt; er ist nur etwa 20 Kilometer südwestlich von der Stadt Serajewo gelegen. Die Wetterwarte wurde 1894 gegründet, und sie hat schon in dieser Zeit manche wichtige Beobachtung ermöglicht. Ueberhaupt wird sie an Höhe nur noch von 5 Stationen in Europa übertroffen, nämlich der auf dem Mont Blanc, der auf dem Comblid in Tirol (3107 Meter), der auf dem Pic du Midi in den Pyrenäen (2877), der auf dem Säntis in der Schweiz (2504) und

der auf dem Obir in Kärnten (2140) Meter. Auf jenem Berge in Bosnien spielen sich zuweilen meteorologische Ereignisse ab, von denen der Bewohner der Ebene sich schwerlich eine Vorstellung machen kann. So enthält der letzte Bericht des Observatoriums eine Schilderung eines am 1. April 1898 in jener Gegend eingetretenen Sturmes, der auf dem Gipfel geradezu fürchterlich gewesen sein muß. Die Maximalgeschwindigkeit erreichte 205 Kilometer pro Stunde, 57 Meter in der Sekunde, also etwa die dreifache Geschwindigkeit unserer besten Schnellzüge. Die gewöhnliche Windstala ist überhaupt nur auf Windgeschwindigkeiten bis zu 40 Meter eingerichtet, und einen Wind zwischen 35 und 40 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde bezeichnet man bereits als Orkan. Es heißt in der Schilderung jenes Sturmes: „Die Steine flogen herum wie die Papierballen, das Stationsgebäude erzitterte bis in das Fundament, und jedes lebende Wesen, das sich auf die Plattform wagt hätte, wäre unfehlbar sofort in die Lüfte gehoben worden.“ Dieser Zustand dauerte mehrere Stunden. Man hat auf dem Velaschniga noch niemals ein ähnliches Unwetter erlebt, vielleicht überhaupt nicht in Europa.

Humoristisches.

— Lebendige Darstellung. Die Sterbeszene bringen Sie wirklich großartig zum Vortrag. Das ist wohl sehr anstrengend und aufreibend?
 Schauspielerin: „Na, ich kann Ihnen sagen, wenn ich gestorben bin, bin ich immer halbtot!“
 Der Statistiker. Dame: „Wieviele Kinder haben Sie, Herr Professor?“
 Professor: „Durchschnittlich 3/2, thatsächlich 9.“
 — Von seinem Standpunkt. Schönchen: „Wieviel Zähne hat der Mensch, Vater?“
 Vater (Batharzt): „Viel zu wenig.“ (Lust. Bl.)

Notizen.

— Hartlebens Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch“, die, entgegen den ersten Meldungen, bei der Erstaufführung im Münchener Residenztheater vom Publikum energisch und demonstrativ abgelehnt wurde, ist als Quasi bei S. Fischer erschienen. In Berlin wird sie im Lessing-Theater zur Aufführung gelangen.
 — Yvette Guilbert kommt nach dem „V. V. C.“ in diesem Winter wieder nach Berlin. Sie kommt diesmal nicht allein, sondern wird von einigen der interessantesten Schauspieler der neuen französischen Schule begleitet und will eine Reihe kleiner eigenartiger Bühnenwerke vorführen. Diese kleinen Stücke werden ihrem eigenen Auftreten voranziehen. Das Gastspiel wird auf einer größeren Berliner Bühne stattfinden.
 — In Köln a. Rh. hat die Erstaufführung des Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“ von August Mackhardt unter Leitung des Dirigenten Franz Wüllner mit durchschlagendem Erfolge stattgefunden.
 — Von Hermann Bahr ist ein neues Lustspiel „Das Mädi“ vom Wiener Deutschen Volkstheater zur Aufführung angenommen worden.
 — Die Herbstausstellung der Wiener „Secession“ wird graphische Arbeiten, ferner Werke der Kleinplastik und Gegenstände kunstgewerblichen Charakters umfassen.
 — In England wird seit Monaten zu Gunsten der Errichtung einer Universität in Birmingham gesammelt und die Summe, die bisher ausschließlich auf privatem Wege zusammengebracht wurde, erreichte die Höhe von 6308 000 M. Jetzt wurden wieder 400 000 M. von einem Privatmann gestiftet.
 — In Sarnen wird gegenwärtig die letzte Hand an ein Riesensculptur gelegt, das für das Schweizerdorf auf der Pariser Weltausstellung bestimmt ist. Im Maßstabe von 1:2500 stellt dieses Werk des Ingenieur-Topographen Jusef, wie die „Köln. Zig.“ mitteilt, die Jungfrauengruppe mit ihrer näheren Umgebung dar. Die Seitenlänge beträgt 5,50 Meter, die Diagonale 7,50 Meter. Die Jungfrau erhebt sich 1,40 Meter über der Thalköhle. Die Vermessungen und photographischen Aufnahmen hatten drei Jahre in Anspruch genommen, da ein einwandfreies, mathematisch richtiges Bild geboten werden soll. Ein bewährter Maler sorgt für eine naturgetreue Farbentönung.
 — Die Wirkung beiäuhender Mittel auf Pflanzenfamilien hat Henry Coupin in einer der Pariser Akademie der Wissenschaften überreichten Abhandlung untersucht. Der Einfluß hängt von dem Grade der Feuchtigkeit ab. Sind die Samen ganz trocken, so bleiben sie unbeschädigt, soweit die Lebenskraft in Betracht kommt, wenn sie in Atmosphäre gebracht werden, die mit Chloroform oder Aether gesättigt sind. Sind die Samen aber feucht, so genügt schon die Gegenwart einer kleinen Menge Aether in der umgebenden Luft, um sie alsbald zu töten.
 — Das Leigigwerden der Birnen tritt fast nur nach trüber, feuchter Witterung ein. Durch anhaltendes, feuchtilaltes Wetter im Herbst setzt sich der Zucker der Birnen in Stärke um, weil die Ausscheidung von Wasser und Kohlenensäure eine zu geringe ist.